

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 42.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Neubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Zauberlampe.

Erzählung nach einer böhmischen Sage
von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Leicht schwebend wie eine Gazelle schlüpfte Bozena aus dem Gemache und kehrte in Kurzem mit der seltenen Lampe wieder zurück.

„O sieh, mein Geliebter!“ rief sie jubelnd aus, das funkelnde Kunstwerk mit beiden Händen so über ihr leuchtendes Haupt erhebend, daß das Kerzenlicht blendend über die schöne Arbeit und die ausdrucksvollen Männergesichter hinlief. „Sieh! hat Dein Auge noch jemals etwas Kostbareres erblickt?“

„In kokettem Spiel drehte sie die Lampe im Glanz der Lichter, damit sie von allen Seiten gleich hell beleuchtet werde, da stieß Zdenko einen furchtbaren Schrei wilder Verzweiflung aus und stürzte unter Zuckungen und mit grauenvoll verzerrten Mienen wie todt zu Boden! —

„Erschrocken stellte Bozena die Lampe auf den Tisch und sprang Zdenko bei. Dieser erhob sich bleich und zitternd.

„Um Christi Willen, was ist Dir zugestoßen?“ fragte Bozena besorgt, den Geliebten schützend mit beiden Armen umschlingend.

„Ich glaube,“ versetzte er matt, „die von Dir so bewunderte Lampe hat mich so erschreckt. Ich finde, daß sie grauenhaft aussieht, und daß die scheußlichen

Gesichter der metallenen Männer, die im Schimmer des Lichtes zu leben scheinen, mich wahnsinnig machen können! Ich bitte Dich, verbirg sie, sie macht mich unwohl!“

„Bozena schüttelte lächelnd ihren schönen Kopf. „Was begehrst Du, Lieber?“ sprach sie. „Ich soll das theuerste und mir liebste Geschenk entfernen, weil ein böser Geist Dich täuscht? Das kannst Du im Ernst nicht verlangen, Zdenko! Du bist angegriffen, die Geister der ungarischen Rebe trüben Deine Augen und erhitzen Deine Phantasie. Bitte, o bitte, bewundere doch mit mir diese Gebilde, die ich unablässig betrachten möchte!“

„Und wieder ergriff Bozena die Lampe und drehte sie im hellen Kerzenschein, und obwohl Zdenko nochmals seine Bitte wiederholte, konnte doch die junge Herrin nicht von dem Geschenk der Unbekannten lassen. Es war, als vermehre der Widerwille des Gatten gerade ihr Wohlgefallen an der Lampe. Sie gab sie nicht mehr aus der Hand, ja schmeichelnd und mit zärtlichen Küssen den Mißmuth Zdenko's beseitigend, füllte sie die Halbkugel mit Del und entzündete sie.

„O diese herrliche, farbensprühende Flamme!“ rief sie aus, als eine ihrer Dienerinnen die wunderbare Lampe in das Brautgemach gestellt hatte und sie mit ihrem bleichen Gatten jetzt den geschmückten im Flackerschein der Lampe seltsam blühenden Raum betrat. „Aus diesen farbigen Flammen werden die rei-

zendsten Träume auf uns herabsinken und uns in namenlose Seligkeiten einwiegen!“

„Zdenko schwieg finster und wendete absichtlich dem Schein der Lampe den Rücken zu; denn was Bozzena entzückte und ein prachtvolles Farbenspiel dünkte, das verwandelte sich vor Duba's Auge in eine drohende, aus bläulich-gelber Lohe aufsteigende Frauengestalt, aus deren linker Brust ein breiter Blutstrahl emporschoss. Schmerzliches Wimmern zitterte zu ihm heran, unterbrochen von lautschallendem Hohnlächeln, das von den zuckenden Lippen der fürchterlichen Männergesichter rollte! Obwohl dies gräßliche Schauspiel sich bei jedem Blicke wiederholte, den Zdenko oft wider Willen auf die grausenhafte Lampe warf, schwieg er doch still und durchwachte an der Seite der überglücklichen Bozzena eine entseßliche Nacht.

„Fürchtend, daß seine Gattin aus Wohlgefallen an dem entseßlichen Geschenk in der nächsten Nacht die Lampe abermals anzünden werde, beschloß er, sie heimlich zu entfernen und Niemand zu sagen, wohin sie gekommen sei. Ungelesen vergrub er das ihm verhaßte Geschenk im Garten des Schlosses und erwartete ruhig die Nacht. Aber — o Entsetzen! — beim Eintritt ins Schlafgemach stand die verzauberte Lampe wieder neben dem Lager und im Schein der Flamme hob und senkte sich unter dem Gelächter der gräßlichen Männer die wimmernde, blutbesleckte Frauengestalt! Dennoch beherrschte sich Zdenko, er überwand mit furchtbarer Standhaftigkeit die Qualen der Nacht und schleuderte das unheimliche Hochzeitsgeschenk am nächsten Morgen in den Schloßbrunnen unter dem Söller. Da aber auch dies die Lampe nicht vernichten konnte und sie in nächster Nacht wieder im Schlafzimmer stand, um ihn auf's Neue mit unaussprechlichen Qualen zu foltern, ließ sie Zdenko am dritten Tage von seinem Waffenschmiede in kleine Stücke zerschlagen. Nichtsdestoweniger erleuchtete sie Abends mit ihrer gespenstischen Flamme wiederum das Schlafgemach!

Jetzt fühlte Zdenko, daß er die namenlosen Martern der letzten drei Nächte nicht mehr lange ertragen könne, ohne von wildem Wahnsinne ergriffen zu werden. Darum faßte er den schnellen Entschluß, Bozzena ein unseliges Ereigniß aus seinem früheren Leben zu erzählen, selbst auf die Gefahr hin, ihre Liebe für immer damit zu verschmerzen. Er wollte lieber einsam und gehaßt durchs Leben gehen, als von unsichtbaren Zaubergewalten langsam unter entseßlichen Qualen zu Tode gefoltert werden.“

3.

Während der Ritter eine Pause machte, trat seine junge Gattin, die schöne Margarethe von Richenburg, in das Gemach, von zwei Dienern begleitet, deren Einer zwei silberne Pokale süß duftenden Weines, der Andere kaltes Geflügel und frische Südfrüchte in Schalen aus getriebenem Silber trug. Der Eremit erhob sich, um die schöne Herrin ehrerbietig zu grüßen. Margarethe dankte mit bezauberndem Lächeln und kredenzte mit eigener Hand dem frommen Manne den Pokal.

„Auf baldige Versöhnung der Feinde unserer Ahnen!“ sagte sie leise, den Rand des Bechers mit der Lippe streifend.

Der Eremit murmelte ein dumpfes „Amen!“ that einen Zug aus dem Pokale und richtete dann seine ernsten Augen auffordernd auf den Ritter. Wenzel, der inzwischen die Hand seiner Gattin zärtlich erfaßt hatte, bat die Schüchterne, dazubleiben, worauf er seine Erzählung fortsetzte.

„Bozzena war an diesem Tage gerade ausgelassen heiter, was sie veranlaßte, über die finstern Runzeln auf des Gatten Stirn zu scherzen, und ihr das süße Gelöbniß entlockte, daß sie ihn so lange küssen wollte, bis er wieder so verführerisch und glücklich lächeln werde, wie an jenem Tage, wo sie ihn zum Tanz aufgezogen habe. Zdenko's Stirn ward hierauf noch finsterner, er umarmte die heitere Bozzena und sie sanft an sich ziehend, bat er, sie möge ihm eine Weile zuhören, ihm aber auch Alles, was er ihr zu bekennen habe, vergeben, als Verirrungen ungebändigter Jugendleidenschaften. Der Ton dieser Stimme mäsigte die frohe Laune Bozzenas, sie suchte forschend in dem düstern Auge des Geliebten zu lesen und da sie nur Gram und Entsetzen darin entdeckte, so gab sie seufzend ihre Einwilligung. Darauf erzählte Zdenko Folgendes:

„Theuerste Bozzena, gewiß hat Dein Vater mit Dir von den Kämpfen gesprochen, welche die Gläubigen mit den Sarazenen in Palästina seit langen Jahren schon zu bestehen haben. Auch mich trieb der allgemeine Durst nach kriegerischem Ruhm ins gelobte Land, das zu jener Zeit König Andreas von Ungarn mit einem kampfbegierigen Christenheer zu erobern beabsichtigte. Ich war glücklich und erntete Ehre und Ruhm und kehrte, wenn auch nicht als Eroberer, doch als Sieger in mancher Schlacht, nach Europa zurück. Andreas hatte mich lieb gewonnen, was mich veranlaßte, in Bulgarien, wo er ausgebrochener Streitigkei-

ten wegen längere Zeit sich aufhielt, bei ihm zu bleiben. Hier lernte ich unter den vornehmen Bulgaren viele würdige Männer kennen, deren Freundschaft und Zuneigung ich bald gewann. Mit ihnen durchstreifte ich häufig die unermesslichen Waldungen, um Luchse, Wölfe und Bären zu jagen, und meine Geschicklichkeit, die ich mir alsbald auch in dieser Beschäftigung zueignete, machte mich zu einem täglichen Genossen des Wladysken Bogoris, in dessen Wohnung ich nunmehr oft aus- und einging. Eines Tages hatte ich das Unglück, auf der Bärenjagd durch ein grimmiges Thier, das ich bloß verwunden, nicht erlegen konnte, selbst lebensgefährlich verwundet zu werden. Nur die entschlossene Kühnheit meines Gastfreundes rettete mich. Bewußtlos ließ er mich in sein Haus schaffen und mir alle Pflege zu Theil werden, die der Freund dem Freunde nur angedeihen lassen kann.

„Bogoris besaß eine Tochter von außerordentlicher Schönheit. Dieses Mädchen, zur reizendsten Jungfrau erblüht, war mir Pflegerin und Arzt in meiner Krankheit. Sie wachte mit liebevoller Sorgfalt und nie ermüdender Ausdauer Tag und Nacht über mich. Der süße Laut ihrer Stimme tröstete mich, der belebende Athem ihres Mundes linderte die Gluth des Fiebers, das in meinen Nerven wüthete. Sie verband mit zarter Schonung meine Wunden und nur ihrer Aufmerksamkeit war es möglich, mich vom Tode zu retten. Ich genas langsam. Als meine Besinnung wieder dauernd zurückkehrte, versuchte ich der holden Pflegerin mit Wort und Blick zu danken, und ich läugne nicht, daß ich mehr Gluth in meine Rede legte, als die pflichtgemäße kühle Dankbarkeit fordern konnte. Allein mein Herz war bewegt, und heiß und stürmisch, wie ich es klopfen fühlte, ließ ich mein Gefühl sprechen. Ladika, so hieß die Bulgarin, dankte mir mit Blicken, die mein ganzes Wesen entflammten. Sie gestanden mir stillschweigend, daß sie mich liebe!

„In der Nacht nach diesem Tage, der mich so heftig erschüttert hatte, daß meine Fieberanfalle wieder zurückkehrten, glaubte ich in halbberuhtem Schlafe die Bulgarin zu erblicken, wie sie eine seltsam gestaltete Lampe mit Del füllte, anzündete und unverständliche Worte mit der gaukelnden Flamme sprach. Diese — so schien es mir — gab ihr schallend Antwort und die zwölf metallenen Männer, die das Delgefäß auf ihren Händen trugen, fielen in ein heiteres Lachen, das aber von Minute zu Minute wuchs, immer heftiger wurde und endlich, während ihre Gesichter sich

grauenhaft verzerrten, in ein so gräßliches Hohngelächter überging, daß ich vor Entsetzen darüber in ohnmächtige Betäubung fiel.

„Am nächsten Morgen erwachte ich gestärkt und fast genesen, und ich würde das Gesicht der Nacht für einen phantastischen Traum gehalten haben, hätte ich nicht wirklich dieselbe Lampe mit den sonderbar gestalteten Männern neben meinem Lager stehen sehen! Während ich das eigenthümliche Gerath halb neugierig, halb mit Grausen betrachtete, fliegt Ladika auf mich zu und umarmt mich mit Ungestüm, bedeckt mich mit heißen Küssen.

„Du genesest, Freund,“ ruft sie heftig bewegt, „Du wirst leben und glücklich sein!“

„Wenn das Feuerauge Ladikas ewig über mich wacht!“ gab ich zur Antwort und abermals suchten und fanden sich unsere Lippen. Ja, Bozena, wir schwelgten in hoher Seligkeit! Unsere Seelen hatten sich gefunden und als fürchteten sie, durch einen brausenden Sturm bald wieder auseinander gerissen zu werden, so glühend, so bis zum Wahnsinn wild und ungestüm verzehrten sie sich im Rausche des Augenblickes! Da fiel mein Blick wieder auf die Lampe, und beruhigter, Ladikas Hände küssend, fragte ich sie, was es mit derselben für eine wunderbare Bewandtniß habe, indem ich ihr die verworrenen Bilder der Nacht mittheilte.

„Ladika erblaßte und ich konnte deutlich bemerken, daß sie an allen Gliedern zitterte. Dennoch war sie schnell gefaßt und gab mir mit feierlichem Ernst zur Antwort: „Zdenko, wenn Du mich liebst, so vergiß den Eindruck, welchen der Anblick dieser Lampe auf Dich gemacht hat und unternimm es nie mehr, mich nach derselben zu fragen! Du würdest dadurch Dich und mich unglücklich machen! Kannst Du aber schweigen, dann schwöre ich Dir bei meiner Liebe, daß unaussprechliches Glück unserer harret! Schwöre auch Du, meine Bitte erfüllen zu wollen!“

„Ladika war hinreißend in ihrer begeisterten Aufregung. Sie hatte die geheimnißvolle Lampe erhoben und drehte sie in der weißen Hand, wie einen Kreisel, daß die wunderbaren Männergesichter wie im Sturme an meinem Auge vorübergleiteten. Ich liebte das Mädchen heißer denn je und mit hastig erhobener Hand leistete ich den verlangten Schwur. Ladika setzte die Lampe nieder, küßte mich, jauchzend vor Freude, und fortan war durchaus nicht mehr unter uns die Rede von der Lampe. Ganz meiner Leidenschaft lebend, in

dieser und den Zerstreuungen der Jagd, der ich mich nach vollendeter Genesung wieder hingab, lebte ich in einem ununterbrochenen Rausche nie gewohnten Glückes. Ich ließ König Andreas allein nach Ungarn ziehen und blieb als Gast bei dem Bulgaren. Gott weiß, wie lange ich dies Leben fortgesetzt hätte, wäre nicht ein ursprünglich nichtsagender Zufall Veranlassung geworden zu plötzlicher Sinnes- und Willensänderung.

„Ein reicher Bulgare, Freund und Nachbar Bogoris“, lud diesen zugleich mit mir zu einem solennen Feste, das er seinen Freunden gab. Ich folgte gern dieser Einladung, da mir die Meisten der Gäste schon bekannt waren. Mit großer Herzlichkeit werde ich empfangen und als nach und nach auch die andern Geladenen eingetroffen sind und wir an der prunkenden Tafel Platz genommen haben, läßt der Wirth den sogenannten Freundschaftsbecher herbeibringen, mit funkelndem Weine schäumend bis zum Rande füllen und ihn den versammelten Freunden reichen. Es war ein prachtvoller Becher, den goldene Zierrathen reich umgaben, allein die Höhlung selbst bildete ein — Menschenschädel! Mit ernster Würde hielten sämtliche Bulgaren den Umtrunk und jetzt kam der Becher an mich. Ich erfasse ihn, ich führe ihn an die Lippen, ich neige ihn schon zum Trunk — da flimmert es mir vor den Augen und ich glaube in der goldenen Einfassung, in dem schön getriebenen Fuße die grinsenden Gestalten der geheimnißvollen Lampe zu erblicken. Bewältigt vor Schreck und Abscheu entsinkt der Becher meiner Hand, mit purpurner Weinsluth die Festtafel überströmend. —

„Nur Bogoris' Besonnenheit verdankte ich in jener verhängnißvollen Stunde mein Leben; denn wüthend drangen die Bulgaren mit gezogenen Schwertern auf mich ein, um mich zu durchbohren. Ich hatte die heilig gehaltene Sitte der Gastfreundschaft gröblich verletzt, die dem Fremdlinge in der Bulgarei keine größere Ehre angedeihen zu lassen weiß, als wenn sie ihm den Ehrenbecher reicht, der stets aus der Hirnschale eines erschlagenen Feindes besteht! Bogoris stellte dies den Ergrimmten vor, entschuldigte mein Versehen mit der Unkenntniß ihrer Sitten und Gebräuche und vermochte auch wirklich die schwer Gekränkten zu besänftigen. Allein vergeblich bemühte sich der Wirth, den müntern Geist geselliger Unterhaltung unter den Versammelten wieder zu erwecken. Die Mehrzahl blieb stumm und maß mich Unglücklichen mit drohenden Blicken. Unverschuldet hatte ich das Freudenfest in

ein Trauermahl verwandelt! — Auch mich ergriff eine kaum zu mäßige Unruhe. Das Bild der unseligen Lampe gaukelte vor mir auf und ab, und um nur die Enge des geschlossenen Raumes bald meiden zu können, vermochte ich durch wiederholtes Bitten Bogoris, die Bulgaren mit mir zu verlassen.

„Geraume Zeit ritten wir auf dem Heimwege schweigend neben einander her, Jeder mit seinen eigenen düstern Gedanken beschäftigt. Endlich aber begann Bogoris zu sprechen und mich, obwohl in sanfter Weise, der verursachten schlimmen Störung wegen zu tadeln. Er entwarf mir in wenig Worten ein Bild ihrer geselligen Sitten, ihrer heilig gehaltenen Gebräuche, ihrer Art und Weise, hochgeachtete Fremde zu ehren. „Und das,“ schloß er, „das habt Ihr nun Alles so gröblich und schimpflich verletzt! Wahrlich, ich selbst weiß noch nicht, wie ich Euch vor der Rache der Grolenden schützen soll, obwohl ich gern zugebe, daß Ihr den Becher nicht mit Willen Eurer Hand entgleiten ließt.“

„Bei allen Heiligen, werther Freund,“ versetzte ich, „es war ein unseliger Zufall! Doch ist Jemand daran Schuld, so seid Ihr es wahrhaftig mehr als ich!“

„Ich?“ fiel Bogoris ein. „Wie wollt Ihr das behaupten?“

„Kennt Ihr die Lampe in Eurem Hause?“

„Ob ich sie kenne!“ versetzte Bogoris ernst. „Mir ist wohl, wenn ich sie nicht sehe!“

„Nun so wisset, edler Bogoris, daß ich die fürchterlich verzerrten Gesichter jener Lampe am Becher Eures Freundes zu sehen glaubte und vor Entsetzen darüber ihn meiner Hand entgleiten ließ!“

„Das ist sonderbar!“ sprach der Bulgare.

„Nicht sonderbarer als jene Lampe, die ich sehr geneigt bin, für eine Zauberlampe zu halten.“

Bogoris neigte bejahend sein Haupt. „Es ist nicht gut davon sprechen,“ sagte er nach einer Weile. „Ich selbst weiß nicht, welche Bewandniß es mit diesem Kunstwerke hat, denn nie kam sie in meinen oder überhaupt in den Besitz eines Mannes. Sie ist das Geschenk einer weisen, mit magischen Künsten vertrauten Frau an die Mutter meiner Gattin, die sich mit derselben verwandt zu sein rühmte. Meine verstorbene Gattin erbte sie von ihrer Mutter, und ich erinnere mich, daß ich sie verschiedene Male mit der züngelnden Flamme der Lampe in Lauten reden hörte, die ich nicht verstand. Bei ihrem Tode ging die Lampe

auf meine Tochter über nach dem ausdrücklichen Willen der Sterbenden, die sie ihr mit schon erkaltender Hand reichte. Seitdem spricht Ladika zuweilen mit der Flamme der Lampe und erholt sich von ihr in zweifelhaften Fällen Rath. Ich lasse sie gewähren, da ich von dem Zauberwesen nichts verstehe und Ihr werdet am Besten thun, Euch die Sache ebenfalls aus dem Sinne zu schlagen und Euch zu stellen, als hätte Ihr die Lampe niemals gesehen!“

„So ging denn, was ich mehrmals schauernd geahnt hatte, in Erfüllung. Ich liebte eine finstere Zauberin, die mit verworfenen Künsten der Nacht meine arglose Seele gefangen genommen und an die ihrige festgekettet hatte! Eine namenlose Angst ergriff mich. Ich entfeste mich vor mir selbst, wenn ich der Liebeskosungen gedachte, die ich von Ladika empfangen hatte. Abscheu, Grauen trat an die Stelle süßer Neigung, glücklichen Begehrens. Meine Liebe schwand und hasserfüllt wandte ich mich von dem verführerischen Weibe mit eisiger Kälte.

„Ladika schwieg zu diesem seltsamen Betragen, da sie nicht ahnen konnte, was mich dazu veranlaßte. Ich aber ward von furchtbarer Unruhe gefoltert; denn wo ich mich auch hinwenden mochte, das gräßliche Bild der Zauberlampe schwebte immer vor meinem Geiste. Ich hörte das Hohnlachen der metallenen Männer, ich sah ihr Grinsen und über die farbige Flamme gebeugt das bleiche Antlitz meiner Geliebten, wie sie düstere Beschwörungsformeln murmelte! —

„Diese Qual zu enden und für immer so unwürdige Banden abzustreifen, trat ich plötzlich vor den Bulgaren und kündigte ihm meine Abreise an, dankende Worte für seine mir so zuvorkommend erwiesene Gastfreundschaft aus Herzensgrund einfließen lassend. Bogoris war bestürzt und willigte nur ungern ein, daß ich ihn verlasse, allein, da er wohl sah, daß es mir Ernst war und auch meine Gründe ihm einleuchteten, so entließ er mich mit aufrichtigen Segenswünschen. Schon glaubte ich, alle Hindernisse besiegt zu haben, als Ladika, von meinem Entschlusse benachrichtigt, mir entgegenstürzt, mit Thränen in ihren schönen Augen mich umschlingt und mit sich fort in ihr Gemach zieht. Hier wirft sie sich laut schluchzend zu meinen Füßen, umflammert mit ihren marmorweißen Armen meine Knie und ruft verzweiflungsvoll aus:

„Undankbarer, wie kannst Du mich jetzt verlassen, nun ich Dir bereitwillig Alles geopfert habe! War ich je kalt, je launenhaft oder herrschsüchtig gegen Dich?

D nie, nie! Ich bin mir bewußt, jeden kleinsten Wunsch Deines stolzen Herzens errathen, jeden ohne Zaudern mit Hingebung und Liebe erfüllt zu haben! Sieh, Idenko, ich liebte Dich im Augenblick, als Du über unsere Schwelle tratest! Du fandest Wohlgefallen an mir, meine Reize dünkten Dir ein wünschenswerthes Besizthum! Ich konnte Deinen bezaubernden Bitten nicht widerstehen und Du wolltest für so große Dir gebrachte Opfer mich treulos verlassen?“

„Hestiges Schluchzen erstickte jetzt ihre Stimme und stammelnd gestand sie mir, daß sie sich Mutter fühle und von mir als eheliges Gemahl heimgeführt zu werden begehre!

„Mein Unrecht fühlend ward ich gerührt von den Klagen des schönen Mädchens. Nicht mehr die unheimliche Zauberin, nur die Geliebte sah ich vor mir! Sollte, durfte ich sie verstoßen, sie der Verachtung, dem Elende Preis geben? Ich vergaß alle Schauer der letzten Tage, und Ladika aufhebend und mit meinen Armen umfassend, schwur ich feierlich, daß ich, zurückgekehrt nach Böhmen, sie mir als Gattin von Bogoris erbitten und mit ewig treuer Liebe das ihr zugefügte Leid vergelten wolle!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Moreaus Tod.) Der Baron Dennide erzählt in einer der neuesten Nummern des Constitutionnel bei der Schilderung der Schlacht bei Dresden: „Der Kaiser ritt mehrmals im Laufe des Tages an der Linie hin von einem Ende bis zum andern; die Kugeln schienen ihn zu schonen; er sah und leitete alles und wenn irgend eine Schlacht mit einer Schachpartie verglichen werden kann, so ist es diese. — Gegen zwei Uhr, als das Feuern nachzulassen anfing, hielt der Kaiser einen Augenblick vor einer Batterie der jungen Garde und betrachtete durch sein Fernrohr die Bewegungen des Feindes, als er am Abhange eines Hügel eine Reitergruppe bemerkte. Rasch drehte er sich um und sagte zu dem Offizier, welcher die Batterie commandirte: „Vertreiben Sie diese Gruppe.“ Sogleich wurde eine Kugel nach der bezeichneten Stelle abgeschossen und sobald der Rauch sich verzogen hatte, bemerkte man in jener Gruppe eine gewisse Unruhe. Diese Kugel, welche gleichsam von dem Kaiser selbst abgeschossen worden war, sollte — Moreau treffen. — Am zweiten Tage nach der Schlacht brachte ein königl. Jäger einen ziemlich großen Jagdhund zu dem Prinzen von Neuchâtel. Dieser Hund hatte ein Halsband von röthlichem

Feber mit einem Kupferplättchen daran, auf welchem man las: j'appartiens au général Moreau (ich gehöre dem General Moreau). Dieser Hund war, wie der Jäger aus sagte, einem Offizier gefolgt, den man nach Dohna gebracht habe, wo er gestorben sei, und wo ihn der Kaiser von Rußland selbst mehrmals besucht habe. Einige Tage nach der Schlacht bei Dresden kam Napoleon selbst nach Dohna und er ließ sich da die Stube zeigen, in welcher Moreau gestorben war.

(Das Pfeifen im Theater.) Es ist bekannt genug, welche ganz persönlichen Gründe oft einzelne aus dem Publicum veranlassen, einen Künstler auszupfeifen. Eines der auffallendsten Beispiele dieser Art ist folgendes. Lablache schickte einst einen Diener fort, weil ihn derselbe schamlos bestahl. Der Echte Mensch steckte das Geld ein, das ihm Lablache noch auszählte, nahm dann ein Hundert-Sou-Stück, hielt es dem Künstler hin und sagte: „damit werde ich Sie heute Abend auspfeifen.“ Und wirklich, als das Publicum Lablache gerade voll Entzücken beklatschte, schallten pfeifende Töne gellend durch das Haus zu allgemeiner Verwunderung. — „Achten Sie nicht darauf,“ sagte Lablache ganz gelassen zu dem Publicum; „es ist mein Diener, den ich heute fortgejagt habe.“ —

Am häufigsten werden die Künstler, selbst die größten, in Italien ausgepfeift, oft aus Kabale, oft auch aus einer Laune, von welcher sich das Parterre selbst keine genaue Rechenschaft geben kann. Und zu welcher List man greift, wenn die Behörde einschreitet, stellt man sich kaum vor. Vor zwei Jahren z. B. wollten die Studenten in Padua um keinen Preis eine gewisse Sängerin dulden, eine Künstlerin von Ruf. Sie pfeiften dieselbe regelmäßig und im größten Maßstabe aus. Endlich glaubte die Polizei einschreiten zu müssen, da der Zorn der Studenten völlig unbegründet zu sein schien. Nun begann ein Kampf zwischen der Behörde und den Studenten, welche zuletzt doch Sieger blieben. Bald wurden die Thüren lärmend aufgerissen und zugeworfen, bald waren Knallerbsen überall herum zerstreut und Niemand konnte fest auftreten, ohne fürchten zu müssen, durch einen Knall das Publicum zu erschrecken. Endlich, als die Studenten nicht mehr wußten, was sie noch erfinden könnten, streuten sie auf die Lehnen der Logen, auf die Sessel, auf die Bänke im Parterre gepulverte Nieswurzel die einen beißenden Geruch verbreitet. Die arme Prima Donna wurde, als sie erschien, mit einem allgemeinen Niesen empfangen. Das Orchester niesete, der Souffleur konnte das Taschentuch nicht aus der Hand legen, denn die Thränen liefen ihm aus den Augen und er niesete ohne Unterlaß, die Damen hielten die Taschentücher vor die Augen und die Männer nieseten und fluchten über das Niesen. Selbst die Polizeidiener, die sich wie gewöhnlich eingefunden hatten, um den Tumult zu stillen, nieseten in lächerlicher Weise. . Von Singen und Spielen war diesen Abend keine Rede und die Sängerin verließ Padua.

(Die Gewohnheiten.) Herr von Saint-Foir war früher Soldat gewesen, vertauschte den Degen mit der Feder, gewann sich durch dieselbe einen gewissen Namen, war aber immer mehr wegen seiner Duelle als wegen seiner Schriften bekannt. Eines Abends befand er sich im Theater und ein älterer Mann, der ihm unversehens auf den Fuß getreten hatte, bat ihn höflich um Verzeihung. Saint-Foir hatte seit mehreren Wochen kein Duell gehabt und ergriff deshalb die Gelegenheit, welche sich ihm darbot. Er richtete sich stolz empor und antwortete trocken: „Ich verzeihe eine Beleidigung niemals.“ — „Auch nicht, wenn sie ohne Absicht erfolgte?“ — „Ich züchtige jedesmal den Beleidiger.“ — „Und wenn man Sie um Entschuldigung bittet?“ — „So höre ich nicht darauf; es ist das so meine Gewohnheit. . Ich verlange daher Genugthuung.“ — „Mit dem Degen, ohne Zweifel?“ — „Mit dem Degen.“ — „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ — „Ich bin Saint-Foir, sonst Soldat, jetzt Geschichtschreiber und dramatischer Dichter.“ — „Ihr Name ist mir sehr wohl bekannt und es freut mich, daß ein wirklich unabsichtliches Versehen mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschafft.“ — „D, ich werde Ihnen auch ein Andenken hinterlassen.“ — „Ich werde Ihnen dafür dankbar sein. Aber ich habe eine Bedingung zu stellen, nämlich, daß Sie zu mir kommen. Es ist meine Gewohnheit zu verlangen, daß derjenige zu mir komme, der ein Geschäft mit mir hat.“ — „Ich werde mich einfinden. Wann soll ich kommen?“ — „Wann Sie wollen, aber nur nicht vor elf Uhr, da ich die Gewohnheit habe, so lange zu schlafen.“ Der Geforderte nannte noch seinen Namen und seine Wohnung und die beiden Gegner trennten sich. Am andern Tag um elf Uhr fand sich Saint-Foir pünktlich ein. Sein Gegner war noch in Schlafrock und Pantoffeln, er empfing ihn aber mit der größten Artigkeit. „Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mit mir zu frühstücken?“ fragte er sodann. — „Ich danke,“ antwortete Saint-Foir kalt. — „Das bedauere ich, denn dann muß ich allein frühstücken, da ich die Gewohnheit habe, nie auszugehen, ohne gefrühstückt zu haben.“ Er setzte sich darauf an den Tisch und verzehrte sein Frühstück mit der Ruhe und der lächelnden Miene eines Mannes, der sich ganz wohl befindet. Dabei bemühte er sich, die Unterhaltung fortwährend im Gange zu erhalten. Nach dem Frühstück sagte er endlich: „Nun erlauben Sie mir, daß ich mich anleide.“ Saint-Foir nickte. Der Gegner ließ sich rasiren und frisiren und kleidete sich so gelassen an, wie Jemand, der durchaus keine Eile hat. Als er endlich den Degen umgeschmalt, die Handschuhe angezogen und den Hut aufgesetzt hatte, sagte er: „Jetzt stehe ich Ihnen zu Diensten.“ Saint-Foir athmete wieder freier. Sie gingen die Treppe hinunter und einige Straßen hin, bis sie an ein bekanntes Kaffeehaus gelangten. Hier sagte der Gegner, der sich Perceval nannte: „Ich trinke hier nach dem Frühstücke stets eine Tasse Kaffee; es ist meine Gewohnheit und ich hoffe, Sie werden mir erlauben, nach derselben zu handeln. Uebrigens wird es uns nicht lange aufhalten.“

ten." Saint-Foix, dem die Geduld bereits fast ausgegangen war, konnte nur noch mit Mühe an sich halten. Er folgte indefs seinem Gegner in das Kaffeehaus, wo Perceval zu ihm sagte: „Erzeigen Sie mir die Ehre, eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken; er ist vortrefflich hier.“ — „Ich weiß es, aber ich danke.“ — „Nun, wie es Ihnen beliebt. Ich sehe mit Bedauern, daß Sie ein unbeugsamer Mann sind.“ Perceval ließ sich Kaffee bringen und trank ihn sehr langsam. Als er fertig war, sah er Saint-Foix an und fragte: „spielen Sie Schach?“ Saint-Foix wußte nicht, was er auf diese so ganz ungehörige Frage antworten sollte, und sah den Gegner verblüfft an, der sich stellte, als bemerkte er das Staunen nicht und wiederholte: „Ich habe die Ehre, Sie zu fragen, ob Sie Schach spielen?“ — „Nein,“ antwortete Saint-Foix endlich. — „Auch nicht Dame?“ — „Nein.“ — „Das ist Schade; ich wollte Sie bitten, eine Partie mit mir zu spielen, weil ich die Gewohnheit habe, nach meinem Kaffee drei Partien Dame oder Schach zu spielen.“ Saint-Foix, der noch nie so lange an sich gehalten hatte, verlor endlich die Geduld und fuhr heraus: „Sie scheinen sehr viele Gewohnheiten zu haben, mein Herr.“ — „Allerdings, und Sie wissen ja selbst, daß die Gewohnheit die zweite Natur ist. Doch dort sehe ich einen Bekannten. . . Wenn Sie vielleicht einen Besuch zu machen haben, so können Sie eine Stunde ausbleiben, aber nicht länger; ich habe die Gewohnheit, nie länger zu spielen.“ Saint-Foix, der einzusehen ansah, daß man ihn verhöhnen wollte, blieb in dem Kaffeehause, um zu sehen, wie die Comödie enden würde. Genau nach einer Stunde kam Perceval zu ihm und sagte: „Meine Partie ist zu Ende.“ — „Wir können nun die unserige beginnen.“ — „Allerdings; doch muß ich Ihnen sagen, daß ich die Gewohnheit habe, nach meinen drei Partien eine Stunde in den Tuilerien spazieren zu gehen. Wenn Sie nichts dagegen haben, wollen wir dahin gehen.“ Saint-Foix nahm es an, weil er glaubte, das Duell solle in der Nähe der Tuilerien und zwar in den elysäischen Feldern stattfinden, die damals ganz öde waren. Er hatte also die Geduld, noch eine Stunde mit spazieren zu gehen. Als diese vorüber war, wollte Perceval in seine Wohnung zurückkehren. „Was?“ fuhr Saint-Foix auf; „haben Sie vergessen, daß wir uns schlagen müssen?“ — „Sie scherzen, Herr von Saint-Foix; ich bin kein Raufbold und kann es nicht sein, da ich Präsident des höchsten Gerichtshofs bin.“ Saint-Foix prallte zurück, sammelte sich aber bald, verbeugte sich tief vor dem Beamten, entfernte sich und nahm sich fest vor, in Zukunft Niemanden zu fordern, bevor er ihn nicht bloß nach dem Namen, sondern auch nach Stand und Amt gefragt habe.

Generalcorrespondenz.

Die glänzendsten Einnahmen nach den berühmten Sängern und Längerinnen haben in unsern Tagen die berühmten

Novellisten. Welche Summe Sue erhält, ist bekannt genug. Ihm nächst mag Dickens („Boz“) stehen. Der Letztere macht jetzt eine Reise in Italien, und zwar ganz im Style eines großen Herrn. Er hat vierzehn Personen bei sich, die in drei ungeheuer große Reisewagen vertheilt sind. Er gedenkt auch Gemälde, Statuen &c. zu kaufen, wenn er etwas findet, was ihm gefällt. An Mitteln fehlt es ihm nicht; sein neuester Roman allein, „Martin Chuzzlewit“, hat ihm bis jetzt bereits zwanzigtausend Thaler eingebracht. — Bulwer gehört auch zu den reichsten Schriftstellern. Er läßt sich jetzt ein Schloß bauen, das alle anderen derartigen Gebäude in England übertreffen soll, obgleich gerade England an solchen Prachtschlössern sehr reich ist. — Auch in Deutschland haben wir reiche Schriftsteller, wie es denn überhaupt in unserer Zeit nicht mehr wahr ist, was man gewöhnlich sagt, daß nämlich die Schriftsteller im Allgemeinen arm wären. —

Als eine Merkwürdigkeit müssen wir erwähnen, daß Freiligrath, wie er selbst in seinem „Glaubensbekenntnisse“ (einer Sammlung politischer Gedichte) erklärt, die Pension von 300 Thln., welche ihm der König von Preußen ausgesetzt hatte, freiwillig aufgegeben und sich wiederum unbedingt der Partei des Fortschrittes angeschlossen hat. —

In Paris erzählt man sich eine Geschichte, die eine gewisse Aehnlichkeit mit jener von der Dame mit dem Todtenkopfe hat. Ein junges Mädchen nämlich, ein wahres Wunder von Anmuth und Talenten, die reich ist, wie man es in einem Märchen aus Tausend und einer Nacht liest, die spielt und singt wie die heilige Cäcilie, tanzt wie die Taglioni und reitet wie die Francini, befindet sich in dem Kloster zum heiligen Herzen. Sie ist überdies die Tochter eines Kaisers. Ihr schwarzes Haar fällt in langen Locken an ihren Wangen herab; ihre Augen, die bald zärtlich, bald feurig und stolz sind, ihre Aschenbrödel-füßchen, ihre niedlichen Hände, ihre Perlenzähne und ihr schlanker Wuchs lassen sich mit nichts vergleichen. Sie selbst und die frommen Schwestern, ihre Erzieherinnen, träumen von einer glänzenden Heirath für sie, und ob sie gleich bereits vierundzwanzig Jahre zählt, so sind diese Talente, diese Reize und die zwei Millionen jährlicher Einkünfte, welche sie ihrem Manne zubringen wird, doch noch immer in den Mauern eines Klosters begraben. Die junge Prinzessin legt übrigens auf Stand und Vermögen keinen Werth, aber sie will nur einen berühmten Mann lieben. Schon sind zwei Herzogsöhne gescheitert und keiner erlangte das Glück, sie zu sehen; denn nach einer seltsamen Laune weigert sich die junge Schöne, sich vorher sehen zu lassen; sie will auf Vertrauen geheirathet sein. Sie ist hinter einem Vorhange verborgen, wenn Bewerber mit ihr sprechen und sieht dieselben, ohne von ihnen gesehen zu werden. Keiner von Allen hat noch das Glück gehabt, dieser Diana im Kloster zu gefallen. Unterdeß vergehen die Jahre, ihre Augen verlieren vielleicht von ihrem Glanze, ihr Wuchs von seiner Schlankheit; freilich wächst dafür ihr Vermögen. Ein Elegant hörte leztlich auch von dieser phantastischen Ge-

sichte und er entschloß sich, die Eroberung dieser geheimnißvollen und reichen Person zu versuchen. Man erlaubte ihm, seine Bewerbung anzubringen. Sein erster Besuch war auch glücklich, er mißfiel nicht; es folgte eine zweite und eine dritte Prüfung und der junge Mann wurde jedes Mal leidenschaftlicher. Die Neuheit der Lage und — die Größe der Mitgift stachelten sein Herz. Er konnte glauben, von der unsichtbaren Millionärin geliebt zu werden, und deshalb glaubte er eines Abends etwas wagen zu können, seine Neugierde befriedigen zu dürfen. Er riß deshalb plötzlich den Vorhang weg, der ihn von der Schönen trennte, welcher seine Phantasie so viele Reize ließ. Er sah sich — einer Mulattin gegenüber und — die schwarze Prinzessin sucht noch immer einen Mann. —

Daß Jemand in unserer Zeit noch aus Liebe sterben kann, scheint unglaublich zu sein, es ist aber kürzlich ein Beispiel der Art vorgekommen, sogar in Amerika. In dem Dorfe Syracuse (im Staate Neu-York) hatte sich nämlich vor ungefähr sechs Jahren einer unserer deutschen Landleute mit einem jungen Mädchen niedergelassen. Sie hatten einander auf der Ueberfahrt kennen gelernt, in einander sich verliebt und die innigste Verbindung geschlossen. Da sie die amerikanischen Sitten nicht kannten, so dachten sie nicht daran, ihre Verbindung durch die Gesetze weihen zu lassen, sie lebten aber bis jetzt im besten Vernehmen mit einander und galten im Dorfe für verheirathet. Vor einigen Wochen endlich hat das Mädchen bringend ihren Freund, ihre Verbindung legalisiren zu lassen; er aber antwortete darauf, er sehe nicht ein, warum dies nöthig sei; sie bestand darauf und erklärte ihm, daß sie ihn für immer verlassen müsse, wenn er ihrem Wunsche nicht nachgebe. Er glaubte an diese Drohung nicht und reiste am anderen Tage nach Auburn. Nach seiner Rückkunft fand er die Freundin nicht in seinem Hause und begab sich deshalb zu den Nachbarn und Freunden, um sie zu fragen, ob sie „seine Frau“ nicht gesehen hätten; wie groß war aber sein Erstaunen, als er bei einem dieser Freunde eine Gesellschaft fand und unter derselben einen Mann des Gesezes, der eben die junge Frau, mit welcher er sechs Jahre so glücklich gelebt, einem andern, auch einem Deutschen, zur Frau gegeben hatte. Ohne irgend ein Wort zu sagen, ging er nach Hause, und rief in seinem Schmerze aus: „Ach, Marie! Ach, Marie!“ Die, welche ihm nachgeeilt waren, fanden ihn bereits dem Verschwinden nahe. Die Krämpfe der Verzweiflung hatten ihm eine Ader in der Brust zerrissen. In den Tagen, die er in seinem Todeskampfe zubrachte, hat er mehrmals, diejenige wiedersehen zu dürfen, welche seinen Tod veranlaßt hatte; aber der nunmehrige Mann derselben weigerte sich hartnäckig, seinem unglücklichen Nebenbuhler diesen letzten Trost zu bewilligen. —

Bekanntlich sind die Antillen in den letzten fünf Jahren von mehreren schrecklichen Erdbeben heimgesucht worden, von des-

sen namentlich das vom 8. Februar 1843 noch in frischer Erinnerung ist, welches die Stadt Point-à-Pitre auf Guadeloupe zerstörte. Ein Augenzeuge dieses furchtbaren Ereignisses beschreibt dasselbe jetzt mit folgenden Worten: Die Stadt enthielt damals eine Bevölkerung von 18,000 Menschen in 2500 Häusern, von denen nur etwa 200 aus Holz gebaut waren. Sie galt mit Recht für eine der blühendsten Städte in ganz Westindien. In der Nacht vor dem Erdbeben war ein großer Ball gegeben worden und viele Personen ruheten von den Tanzanstrengungen noch aus. Der Assisenhof war versammelt, um Recht zu sprechen; das erste Gasthaus war mit Fremden und Pflanzern aus dem Innern überfüllt, während auf den Gassen und in den Straßen der Handel und Verkehr ihren gewohnten Weg gingen. Fünfundzwanzig Minuten vor elf Uhr hörte man plötzlich ein hohles, rollendes, rumpelndes Geräusch, wie fernen Donner; das Meer schlug gewaltig an die Küste; die Erde hob und senkte sich krampfhaft, als athme sie beschwerlich; an verschiedenen Stellen bekam sie Risse, aus denen Ströme von Wasser herausspritzten. In einem und demselben Augenblicke waren alle steinernen Gebäude zusammengestürzt und bildeten einen Haufen von Schutt und Trümmern; in demselben gräßlichen Augenblicke waren aber auch fünftausend Menschen ihren Familien und Freunden entrisen und von dem Tode dahingerafft. Aber das Werk der Zerstörung endete damit nicht; kaum hatte die Erde aufgehört zu beben, so brach an verschiedenen Orten gleichzeitig Feuer aus und die überlebenden Menschen waren so bestürzt, daß kein einziges Haus den Flammen entrisen werden konnte. In wenigen Minuten leckten die Flammen, ein ungeheures Feuermeer, über die ganze Stadt, über die Trümmer und die noch stehenden Gebäude und ein lauter entsetzlicher Schrei der Lebenden, ein langes Aechzen der Sterbenden besiegelten das traurige Geschick von Point-à-Pitre, dem Stolze des Westens. Die grauenvollen Auftritte, die dabei vorkamen, sind durchaus nicht zu beschreiben. Väter liefen in Verzweiflung umher, um ihre Kinder zu suchen, Kinder schrieten laut nach ihren Müttern, Mütter riefen ihre Männer, Männer ihre Frauen und die jammernde-verzweiflungsvolle Menge, die auf den Ruinen umherirrte, um eine Mutter, einen Vater, einen Gatten, ein Kind, einen Bruder, eine Schwester, einen Freund zu suchen, fand nichts als kopflose Rumpfe oder einzelne abgerissene Glieder. Reiche und Arme, Schwarze und Weiße, Herren und Sklaven, alle lagen in einem großen Grabe vereint — zerquetscht, verbrannt. Dann die Scenen des Raubes und Mordes, der ansteckenden Krankheiten! — Der fühlende Mensch muß sich schauernd von diesen gräßlichen Bildern abwenden.